

FIONA BLUM
Liebe auf drei Pfoten



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Eine schüchterne junge Frau, die versucht, sich hinter Büchern und Geschichten zu verstecken und dem Leben aus dem Weg zu gehen. Ein herrenloser Kater, der das letzte seiner sieben Leben schon aufgegeben hatte, als ihn ein Geruch unversehens in die Welt zurückholt. Zwei Kinder, deren Mutter ihre Tage unter einem Tisch zubringt, um der Angst zu entfliehen, und eine verrückte alte Frau, die ein großes Geheimnis hütet. Sie alle treffen während eines glühend heißen Sommers aufeinander, in Rom, dieser lauten, staubigen Stadt, deren unvergleichliche Schönheit sich nur demjenigen erschließt, der morgens um vier den Steinen zuhört und nicht an Zufälle glaubt.

Informationen zu Fiona Blum
finden Sie am Ende des Buches.

Fiona Blum

Liebe
auf drei Pfoten

Roman

GOLDMANN

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Dezember 2016
Copyright © 2015
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagfoto: © FinePic®, München
Redaktion: Ilse Wagner
BH · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48518-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*»Lachhaft zu sagen,
jenseits des Himmels sei nichts ...«*

Giordano Bruno

EINS

Federica lag auf dem Balkon und wartete. Sie wartete, obwohl sie sehr gut wusste, dass es umsonst war: Es würde kein Luftzug wehen, nicht einmal der Hauch eines Luftzugs. Die drei staubigen Palmen in der Mitte des Hinterhofs standen matt und vollkommen reglos in der unbewegten Luft. Obwohl es schon halb eins war, zeigte das Thermometer noch immer unglaubliche 34 Grad Celsius. *La grand'afa*, die von Marokko kommende, lähmende Schwüle dieses Sommers lag schon seit Tagen wie ein heißes Tuch auf der Stadt und nahm den Menschen die Luft zum Atmen. Und das war erst der Anfang. Die alljährliche Sommerhitze, in der der Herzschlag zum Stillstand kommt, sich das Gehirn anfühlt wie gekochte Calamari und die Glieder schwer wie Blei werden, dauerte immer ziemlich genau drei Monate: von Juni bis Ende August, wo dann meist *La burrasca di fin'estate*, ein großes Unwetter, offiziell den Sommer beendete.

Doch der Juni hatte gerade erst begonnen.

Unter ihr klapperte das Gebläse der altersschwachen Klimaanlage von *Il Piccio*, der Trattoria von Pasquale Balducci, der sich, ebenfalls wie jedes Jahr, störrisch und zornig, so als sei die Hitze eine an ihn persönlich gerichtete

Beleidigung, geweigert hatte, seine Trattoria wenigstens für ein verlängertes Wochenende zu schließen und mit seiner schwitzenden Familie zu Verwandten in die Berge zu fahren.

Doch nicht nur die Balduccis, auch die meisten anderen Bewohner des Viertels blieben den Sommer über in der Stadt und würden wohl höchstens zu Ferragosto ein, zwei Tage nach Ostia fahren.

Hier im Testaccio, dem alten, vergessenen Viertel rund um den ehemaligen Schlachthof von Rom, war das Geld knapp, und kaum einer konnte es sich leisten zu verreisen. Das Testaccio rühmte sich damit, dasjenige historische Viertel zu sein, das in jeder Hinsicht am weitesten vom heiligen Zentrum der Stadt entfernt lag. Passenderweise verfügte es auch über einen Bastard in seiner Mitte, den illegitimen »achten«⁸ Hügel der Stadt, den Monte Testaccio, der nichts anderes als ein antiker Scherbenhaufen war, ein kahler Hügel, entstanden aus den Überresten zu Bruch gegangener Amphoren des alten Roms. Zur Besichtigung gab der Hügel nichts her, und malerische Gassen suchte man rund um den alten Schlachthof mit seinen rechtwinklig angelegten Straßen auch vergeblich, und so hatte das Viertel nie den Kultstatus seiner pittoresken Schwester Trastevere jenseits des Tibers erreicht. Es gab hier keine Sightseeing-Busse, keine Schneekugeln mit Petersdom und kein *menu turistico*. Stattdessen eine Pyramide voll streunender Katzen und viele Verrückte, Einsame und Gestrandete.

Und jene schmale Straße, die den hochtrabenden Namen Via del Arcangelo trug. Versteckt zwischen alten Häusern, von denen der Putz vergangener Jahrzehnte blätterte, folgte sie im Verborgenen der Biegung des Tibers von der Ponte Sublicio bis zur Ponte Testaccio. Dort, in einem ehemals terrakottarot gestrichenen Haus mit einem kiesbedeckten Innenhof, lag Federica Mazzanti in der schwülen Hitze der Juninacht auf dem Balkon ihrer Dachgeschosswohnung und wartete auf den Schlaf, der nicht kommen wollte.

Sie war keine Römerin von Geburt an, sondern stammte aus einem kleinen Dorf südöstlich der Stadt, wobei jeder, der sie zum ersten Mal sah, geneigt war zu glauben, dass das nur die halbe Wahrheit war. Eine so hellhäutige, zarte junge Frau konnte einfach nicht aus einem Bauerndorf in den Bergen des Latiums stammen. Sie musste angefliegen sein, vom Wind zufällig dorthin geweht wie die Schirmsamen des Löwenzahns, die kilometerweit getragen werden, bevor sie schließlich zu Boden sinken und Wurzeln schlagen. Und vielleicht war das auch so. Denn ihre ganze Familie, ihre Mutter Maria, eine kurzbeinige, energische Person, Salvatore, ihr Vater, überzeugter Kommunist und ehemaliger Postbeamter mit sardischen Vorfahren, und ihre drei Brüder waren allesamt schwarzhaarig und stämmig, mit Augen dunkel wie Olivenkerne. Federicas Augen dagegen hatten die Farbe des Tibers, manchmal waren sie schwermütig grau und abweisend, meist aber, vor allem im Licht der Sonne, schimmerten

sie hellgrün, mit goldenen Sprenkeln. Solche Augen waren ein unerhörtes Ereignis in einem Dorf in den Bergen südlich von Rom. Niemand konnte sich erinnern, jemals jemanden mit solchen Augen gekannt zu haben. Außerdem hatte auch niemand Haare wie Federica, hellblond und lockig, federnd, dünn und leicht wie Spinnweben. So etwas kannte man in dem Dorf nicht, wo alle dichtes, kräftiges Haar hatten, das mit strassbesetzten Kämmen, bunten Klammern oder großzügigen Portionen Gel gebändigt werden musste.

Dieses ungewöhnliche Erscheinungsbild, das noch dazu mit einer alles übertreffenden Schüchternheit einherging, hatte ihr in ihrer Kindheit den Spitznamen *La Diafana* eingebracht, die Unsichtbare, so benannt nach einer ungeschickten Fee in einem Kinderbuch, die sich zu ihrem Leidwesen immer nur fast unsichtbar machen konnte. Und genau wie *La Diafana* hatte es auch Federica stets zutiefst bekümmert, dass es ihr nicht gelingen wollte, zwischen all den lauten, lebhaften, dunkelhaarigen Dorfkindern vollkommen unsichtbar zu werden. Auch als sie längst erwachsen war, wurde sie nicht müde, diese Kunst weiter zu perfektionieren. Die Tatsache jedoch, dass es ihr immer besser gelang, je älter sie wurde, war sehr bedauerlich, denn so entging den meisten, was ein aufmerksamer Beobachter durchaus hätte erkennen können: Hinter der verträumten, stillen Fassade verbarg sich nicht nur ein großes, mutiges Herz, sondern auch eine eigensinnige, unbeirrbar Persönlichkeit. Ihrer

Familie entging zumindest letztere Eigenschaft jedoch nicht: Es wurde allgemein vermutet, dass der für ein so zartes Mädchen überraschende Starrsinn in irgendeiner Weise etwas mit den sardischen Vorfahren des Vaters zu tun haben musste, die allesamt als schlimme Sturköpfe galten, oder aber, noch wahrscheinlicher, mit den sardischen Eseln, deren Dickschädel sprichwörtlich war. Dies war die bevorzugte Meinung von Federicas Mutter, deren überschäumendes Temperament immer wieder am stummen Widerstand ihrer einzigen Tochter abprallte wie der Sturm an einem der stoisch ins Meer ragenden Wellenbrecher an der Küste von Ostia.

Im Gegensatz zu Pasquale Balducci, der sich jedes Jahr aufs Neue verbissen an die Hoffnung klammerte, dass die Touristen, die die glühende Stadt während der Sommermonate wie Termitenschwärme heimsuchten, doch endlich auch seine Trattoria entdecken mochten, waren Federica die Touristen egal. Zwar hing einer ihrer beiden Jobs in gewisser Weise davon ab, aber andererseits war das *Albergo Il Nido, Das Nest*, in dem sie als Frühstücksfraülein arbeitete, so verschlafen und fernab aller Massentourismusströme gelegen, dass sich nur sehr selten größere Reisegruppen hierher verirrten.

Trotz der Hitze überfiel Federica jetzt ein leichter Kälteschauer, als sie an ihre Arbeit im *Albergo* dachte. Obwohl sie nun schon einige Jahre dort arbeitete, bereiteten ihr die Gäste nach wie vor Unbehagen. Es lag immer etwas

Forderndes in ihren Stimmen, eine Ungeduld, die sie nicht verstand, und Erwartungen, die sie nur enttäuschen konnte, weil sie keine Antworten auf ihre Fragen hatte oder aber weil es die falschen Antworten waren. Zum Beispiel, warum die Signora Zafferano darauf bestand, ausschließlich Frühstück *all'italiano* zu servieren, und zu keinerlei Zugeständnissen an den Geschmack der Gäste bereit war. Im *Nido* gab es Espresso, Cappuccino, Milchkaffee oder Malzkaffee, Zwieback mit Nutella, Obst, Kuchen und süßes Gebäck. Basta. Keine Wurst, niemals – *Dio mio!* – Käse und noch nicht einmal Eier. Einzig zu Tee hatte sich die Signora durchgerungen, jedoch nur, weil sie ihn selbst gerne trank und er nicht viel Arbeit machte. Dafür kamen die Cornetti und Brioches von einer ausgezeichneten Pasticceria, es gab blütenweiß gestärkte Tischdecken, bestickte Servietten und altes Silberbesteck, und die Gäste wurden allesamt persönlich bedient. Von Federica, dem Frühstücksfräulein.

Federica versuchte, die beunruhigenden Gedanken an die Gäste in der Pension zu verscheuchen. Wenn es so weiterging, würde sie nie einschlafen können, und dabei musste sie in dreieinhalb Stunden schon wieder aufstehen. Sie drehte sich um, was einen neuerlichen Schweißausbruch verursachte, und schloss die Augen. Pasquales Klimaanlage im Erdgeschoss schnaufte wie Signora Bevilacqua, die Vermieterin, wenn sie vom Einkaufen die Treppe heraufkam. Sie wohnte im zweiten Stock, direkt unter Federica. Im ersten Stock wohnte

Pasquale Balducci mit seiner Familie, die allesamt in der Trattoria arbeiteten. Federicas kleines Apartment lag unter dem Dach, dort, wo es im Sommer am heißesten war. Vor allem im Schlafzimmer, in das fast den ganzen Tag die Sonne schien, war es dann kaum auszuhalten. Deshalb schlief sie im Sommer auf dem Balkon, der auf den etwas schattigeren Hinterhof hinausging. Ebenso wie ihr unmittelbarer Nachbar, Mimmo Batticinque, der Mieter der zweiten Dachwohnung. Auch er hatte, wie Federica, ein Klappbett auf den Balkon gestellt, zwischen allerlei Kräutern und Pflanzen und frisch gewaschenen Socken, die, von der Sonne ausgedörnt, an der Wäscheleine baumelten, welche ihre beiden Balkone miteinander verband. Mimmo arbeitete sechs Tage in der Woche als Kellner in einem Restaurant an der Piazza Navona. Sein richtiger Name war Mimmo Gallo, doch jeder nannte ihn *Batticinque*, *Gib mir fünf*, weil er die Angewohnheit hatte, alle, die er traf, abzuklatschen, als ob es ständig etwas zu feiern gäbe. Er sah aus wie Roberto Benigni in jungen Jahren, mit hoher Stirn, krausen Locken und ein wenig schiefen Zähnen, und war ein ebensolcher Spaßvogel. Federica war froh, dass Mimmo ihr Nachbar war. Mit ihm gab es immer etwas zu lachen. Er lachte sogar über Dinge, die eigentlich zum Heulen waren.

Ein Lichtschein an seinem Fenster sagte Federica, dass er soeben nach Hause gekommen war. Und richtig, nach wenigen Minuten, in denen das kümmerliche Plätschern der vorsintflutlichen Dusche zu hören war,

kam Mimmo heraus. Er trug nur eine Unterhose, und seine Haare standen wie ein Wischmopp zu Berge.
»Psst! Fé!«

Federica richtete sich auf. »Ja?«

»Ich kann dich nicht sehen. Bist du schon geschmolzen?«

Federica kicherte. »Fast.«

»Ich hab was für dich.«

Mimmo brachte ihr manchmal eine Kleinigkeit mit, von der er wusste, dass sie sich darüber freute: eine geklaute Blume aus der Tischdekoration des Restaurants, in dem er arbeitete, einen schönen Stein, von dem er ihr erzählte, er habe ihn so lange angebettelt, bis er ihn habe mitnehmen müssen, oder aber das ein oder andere Buch vom Flohmarkt in Porta Portese, wo er sich meist an seinen freien Sonntagen herumtrieb. Jetzt nestelte er an seinen Socken herum und zog an der Leine. Wie eine Gondel einer Seilbahn schwebte ein verschrumpelter Tennissocken zu Federica hinüber. Sie holte einen kleinen Gegenstand aus Plastik heraus und drehte ihn ratlos in den Händen.

»Was ist das?«

»Ein einzigartiges Wunderding!« Mimmo machte eine weit ausholende Geste wie einer der Gemüsehändler am Campo de' Fiori, der seine Ware anpreist. »Ich hab auch schon eins. Von Jo.«

Jo, das war Joseph Kédougou. Er war Senegalese und ernährte seine drei Frauen und eine unübersichtliche Anzahl Kinder daheim im Senegal, indem er den Sommer

über mit einem selbst gezimmerten Bauchladen in der Stadt umherzog und den Touristen Sonnenbrillen, billigen Modeschmuck und Gürtel aus Kamelleder verkaufte.

»Und was genau für Wunder bewirkt es?«

»Es macht glücklich.«

»Oh.«

Eine typische Mimmo-Antwort. Federica wartete. Sie spürte, wie sich der Schweiß in ihrem Nacken sammelte und zwischen den Schulterblättern hinunterrann.

»Da ist ein kleiner Schalter, den musst du drücken.«

Federica tastete mit den Fingern an dem kleinen, unförmigen Gegenstand herum, fand den Schalter und drückte ihn. Ein blaues, wirbelndes Licht flackerte auf, und ein kühler Lufthauch traf Federicas schweißnasses Gesicht. »Ein Ventilator!«, rief sie entzückt. »Ein leuchtender Miniventilator!« Sie sah zu Mimmos Balkon hinüber und sah auch dort ein blaues Licht in der Dunkelheit wirbeln.

Federica konnte Mimmos Gesicht im Schein seines Ventilators erkennen. Er grinste, und mit seinen schiefen Zähnen und wilden Haaren sah er wie ein vergnügter kleiner Kobold aus. »Hatte ich recht? Macht es glücklich?«

»Ja. Hattest du. Danke!«

Mimmo hob seine rechte Hand. »Batticinque.«

Sie hob ebenfalls ihre Hand, »Batticinque!«, und ließ sich dann müde lächelnd auf ihr Bett zurückfallen, den flimmernden Ventilator neben sich.

ZWEI

Um vier Uhr morgens mochte Federica die Stadt am liebsten. Es war so unwirklich ruhig, dass das Knattern ihres alten Mofas überdeutlich von den Häuserfronten zurückgeworfen wurde. Sie überquerte den Tiber und fuhr in die Viale Trastevere, wo das Postamt lag, in dem sie jeden Morgen, außer am Sonntag, die Post der Stadtviertel Trastevere, Testaccio und Aventin sortierte. Um diese Zeit konnte sie spüren, was Giordano Bruno – ihr anderer Freund neben Mimmo Batticinque – meinte, wenn er von der Unendlichkeit der Welten sprach. Sie brauchte nur den Kopf zu heben, dort, auf der Ponte *Sublicio*, wo unter ihr still der Tiber vorbei zum Meer floss, und sich den Himmel anzusehen. Jetzt, in den heißen, lichten Juninächten, war der Nachthimmel noch heller als sonst und schien so durchlässig, dass man glauben konnte, dahinter tatsächlich andere Welten leuchten zu sehen. Mitten in der Stadt war es allerdings auch zu anderen Jahreszeiten nie wirklich dunkel. Die unzähligen, orangefarbenen Straßenlampen verliehen der Nacht einen seltsam irrealen, fast grünlichen Schimmer, den es nur hier gab und der von den mehr als zweitausend Jahre alten Mauern herrührte, die nachts, beschienen vom orangefarbenen Licht, lebendig wurden und Struktur

und Stimme bekamen. Etwas, was sie tagsüber, erstickt von Touristen, Staub und Abgasen, längst verloren hatten. Federica liebte deshalb die Nacht und den frühen Morgen. Nur in diesen Stunden konnte man durch die Straßen gehen, ohne einem Menschen zu begegnen. Dafür begegnete man anderen, geheimnisvolleren Dingen. Und man konnte stille Zwiesprache halten mit den Steinen, die, noch aufgeheizt vom Tag, erst jetzt langsam auszuatmen begannen. Federica mochte Steine lieber als Menschen. Deshalb war vielleicht auch Giordano Bruno ihr Freund. Natürlich war auch er einmal ein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen, doch das war lange her. Er war seit vielen Hundert Jahren tot. Man hatte ihn wegen seiner Lehre von der Unendlichkeit der Welt als Ketzer auf dem Campo de' Fiori verbrannt. Zweihundert Jahre später war ihm auf diesem Platz südlich der großen und ungleich prächtigeren Piazza Navona ein steinernes Denkmal errichtet worden. Dort stand er noch immer, ein steingewordener Philosoph und Volksheld, die Kapuze tief in die Stirn gezogen, den Blick auf ewig anklagend in Richtung des Vatikans gewandt. Federica besuchte ihn oft. Manchmal, wenn sie rechtzeitig aufgestanden war, noch vor der Arbeit im Postamt, meist aber, bevor sie ihre Arbeit als Frühstücksfräulein bei Signora Zafferano antrat. Dann war der Blumen- und Gemüsemarkt rund um das Denkmal bereits geöffnet, doch es waren noch kaum Kunden da. Man konnte ungehindert zwischen den Ständen umherschlendern und dem Ketzer einen Besuch abstatten. Auf dem Campo de' Fiori kannte man die auf-

fallend blonde, stille junge Frau schon, und manchmal bekam sie von den Händlern ein Cornetto oder ein Tramezzino geschenkt. Damit setzte sie sich ihrem Freund zu Füßen und stellte ihm die eine oder andere Frage. Es ging dabei meist um Dinge, die sie gelesen hatte und die sie nicht losließen. Noch mehr als den Steinen galt Federicas Liebe nämlich Büchern, und oft beschäftigten sie die Geschichten, die sie gelesen hatte, noch tagelang. Es gab darin Rätsel, die sie nicht entwirren konnte, geheimnisvolle Andeutungen, die nicht aufgelöst wurden, und Wendungen, die sie nicht verstand, so sehr sie sich auch den Kopf darüber zerbrach. Manchmal war sie auch mit dem Schluss eines Romans nicht einverstanden und versuchte, für die Probleme, mit denen die Helden alleingelassen worden waren, eine zufriedenstellende Lösung zu finden. Es ging doch nicht an, dass Frauen Selbstmord begehen mussten, weil sie sich in den falschen Mann verliebten, dass aufrechte Männer ins Elend gestürzt wurden, weil sie ihre Meinung äußerten, und Kinder verstoßen wurden und sich allein und bettelnd durchs Leben schlagen mussten. Für all das musste es eine Lösung geben. All diese Rätsel und Fragen aus den unzähligen Büchern, die sie las und – ein Mal gelesen – für alle Zeiten im Kopf behielt, besprach sie mit Giordano Bruno, der dazu in der Regel schwieg. Manchmal gab er ihr einen Hinweis in Form eines Satzes aus einer seiner Schriften, die sie in kleinen, abgegriffenen Heftchen bei sich trug, meist aber waren seine Gedanken wenig praktikabel für die Probleme, mit denen sich die Protagonisten aus Federi-

cas Büchern herumschlagen mussten. Das sagte sie ihm dann mit aller Deutlichkeit, doch auch dazu schwieg der Denker auf seinem Sockel – steinern und ungerührt. Sie wies ihn darauf hin, dass es sich leicht über unendliche Welten nachdenken ließe wenn man, gemütlich und von Alltagsorgen unangefochten, in einer Studierstube saß, es im täglichen Leben jedoch darauf ankam, in der Welt zurechtzukommen, in der man sich gerade befand. Sie warf ihm vor, dass dazu seine Schriften jeglichen praktischen Rat schuldig blieben und er deshalb gut daran getan hätte, seine Positionen ein klein wenig dem Alltag normaler Menschen anzupassen, bevor er verbrannt wurde. Andererseits war sie gerade deshalb fasziniert von ihm. Er war für eine Idee gestorben. Eine Idee noch dazu, die sich im Nachhinein als vollkommen richtig erwiesen hatte. Nur war sie ihm zu früh gekommen. Zum falschen Zeitpunkt. Und am falschen Ort. Pech gehabt. Federica hatte keine solchen Ideen, und sie wusste nicht genau, ob das nun wiederum ein Glück war oder eher traurig. Zwar lief man heutzutage kaum mehr Gefahr, als Ketzer verbrannt zu werden, doch eine unbotmäßige Idee zur falschen Zeit konnte einem noch immer eine Menge Ärger einhandeln. Federica ging Ärger aus dem Weg, wenn sie konnte. Sie war nicht geschaffen für Schwierigkeiten. Und gerade deshalb übte der Gedanke, sich durch eine verrückte Idee solche einzuhandeln, einen großen Reiz auf sie aus. Schwierigkeiten zu haben, das klang nach Abenteuer, nach prallem Leben, schmeckte nach Hitze, Rauch und Feuer. An Schwierigkeiten konnte man sich

leicht die Finger verbrennen, aber andererseits spürte man dabei das Leben unmittelbar, so wie wenn man einen Finger auf eine Schlagader legte und fühlen konnte, wie das Blut darunter pochte. Schwierigkeiten zu haben, das war wie der Finger an der Ader, ohne Haut dazwischen; zu fallen, ohne Netz und doppelten Boden; zu sagen, was man dachte, auch wenn es gefährlich war. Deshalb waren Schwierigkeiten nichts für sie. Sie errötete ja bereits, wenn jemand unerwartet ein Wort an sie richtete, und der Gedanke, jemandem einfach so die Meinung zu sagen, jagte ihr Angstschauer über den Rücken. Heute Morgen hätte sie ihrem steinernen Freund gerne noch einen kurzen Besuch abgestattet, doch die große Menge an Post, die zum Sortieren bereitlag, sagte ihr, dass es wohl zu knapp werden würde, um noch vor dem Frühstücksdienst am Campo de' Fiori vorbeizufahren. In der großen Posthalle, in der sie jetzt mit anderen an langen, zerkratzten Tischen stand, hatte es über Nacht kaum abgekühlt, es war stickig und roch nach Pappe, Leim und altem Schweiß, zaghaft durchsetzt von dem angenehmeren Duft nach Espresso, der aus der kleinen Küche drang. Eros, der Leiter der Frühschicht, hatte wie jeden Morgen mit der alten, großen Moka Kaffee für alle gekocht, den er jetzt in winzigen Plastiktassen auszuteilen begann. Er hieß eigentlich Ermano Buzzetti, aber alle nannten ihn Eros, weil er ein großer Fan von Eros Ramazzotti war und ständig dessen Lieder vor sich hin summte.

»*Una terra promessa ...*«, sang er leise, als er Federica ihre Tasse reichte. »Guten Morgen, Fé! Gut geschlafen?«

»Geht so.« Federica nahm dankend den Espresso entgegen. »Es ist zu heiß zum Schlafen.«

»*Magari! Dio mio!* Diese Hitze bringt uns noch alle um!«, stimmte Eros ihr zu, zwinkerte freundlich und ging mit seinem Plastiktablett weiter zu ihrem Nachbarn. Federica trank den Espresso mit einem schnellen Schluck und widmete sich dann wieder ihren Briefen. Eros war inzwischen zum nächsten Lied übergegangen: »*E ci sei ... adesso tu ...*« Sie brauchte nicht aufzusehen, um zu wissen, dass er jetzt bei Simonetta angelangt war. Dieses Lied schmachtete er immer bei Simonetta, und immer lachte sie dann und kniff ihm neckisch in die Wange. Simonetta hatte grellrot gefärbtes Haar und wog gute neunzig Kilo, doch Eros verehrte sie über alle Maßen. Seit Simonetta in der Poststelle arbeitete, versuchte Eros, sie zu erobern, doch was er auch unternahm, um sie zu beeindrucken, Simonetta lachte nur, kniff ihn in die Wange und widmete sich dann wieder ihrer Arbeit. Anfangs hatte es Wetten gegeben, ob es Eros irgendwann gelingen würde, das Herz der voluminösen Simonetta zu erweichen, mittlerweile aber hatten sich die anderen an die Vergeblichkeit seines Werbens gewöhnt und sahen kaum noch auf, wenn er zu singen begann. Er schien im Übrigen auch ganz zufrieden damit zu sein, für sie ein Lied zu singen, ab und zu eine Rose auf ihren Platz zu legen und sich dafür von ihr in die Wange kneifen zu lassen. Federica hatte niemanden, der ihr Rosen schenkte und Lieder für sie sang, doch das war kein Problem. Sie konnte sich ohnehin nicht vorstellen, jemanden als Dank



Fiona Blum

Liebe auf drei Pfoten

Roman

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48518-5

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2016

Federica lebt in einem kleinen, entlegenen Viertel in Rom – und sie hat es sich in den Kopf gesetzt, die verlassene Bücherei in ihrer Nähe wieder zu neuem Leben zu erwecken. Doch zur Erfüllung ihres Traumes bedarf es erst der Drehungen einiger geheimnisvoller Rädchen, die das Schicksal leise vorantreiben: das große Herz einer verrückten alten Frau, das Vertrauen zweier Kinder in Not und der unbändige Überlebenswille eines kleinen Katers, der dafür sorgt, dass Federica das Leben zu lieben lernt ...



[Der Titel im Katalog](#)